

Dd

3816 e



E.c. 70

~~00 gel~~

00 Or

~~Philology  
H. D. 62.~~

~~2 G. 141~~

II 2 d 140.





Beurtheilung

der

Namlerschen

Dieu.



Hamburg,  
gedruckt und zu bekommen bey E. S. Schröder,  
1773.

6  
2.





L57/1



## Vorbericht.

**A** Verschiedene Personen, die dafür gehalten, daß die in dem 45. u. 46 Stücke der freywilligen Beyträge zu den Hamb. gel. Nachrichten, dieses Jahrs, befindliche Recension der Kamlerschen Oden ein Wort zu seiner Zeit geredet, enthalten, haben den Verfasser derselben aufgemuntert, selbige durch einen besondern Abdruck etwas bekannter zumachen. Man hat also in Hofnung noch mehrern Liebhabern dadurch einen Gefallen zu thun, diese Ausgabe veranstaltet, und da die Recension sich auf eine andre in der Klotzischen Bibliothek bezieht, so hat man auch

A 2

von

von dieser einen Auszug begehrt, damit der Leser alles beyammen habe, und nun selbst urtheilen möge. Der Verfasser hat hiebey keine andre Absicht, als das Seinige beyzutragen, damit das Publicum von einigen zum Schaden des guten Geschmacks gefassten Vorurtheilen zurück komme. Unsere jetzige Dichter, und überhaupt unsere Schöndenker haben, grossen theils die Bahn der Natur und der Alten verlassen, und sich neue Wege gesucht, auf welchen sie sich von dem wahren Schönen immermehr entfernen. Das Gesuchte, das Gefünstelte, das Affectirte, das Schimmernde und Bizarre macht den Charakter der mehresten in diesen letzten Jahren erschienenen Werke des Witzes aus. Ja, was noch ärger ist, das aller schlechteste Zeug wird der Welt als etwas schönes vorgelegt und angepriesen, bloß weil es von solchen herkommt, die den herrschenden Ton bewundern und nachahmen. \*) Man urtheilet fast gar nicht mehr nach einer festen und auf Gründe der Natur gebauten Kritik; sondern dreiste Machtprüche, Partengeist und Cabale suchen jezo das Urtheil des Publici zu bestimmen.

\*) Der eben herausgekommene göttingische *Musen-Manach* auf das Jahr 1773, giebt hievon Beweise die Menge.

stimmen, und bestimmen es oft nur gar zu sehr. Man thut nicht unrecht, wenn man diese Epoche von der Zeit der berlinischen Litteratur: Briefe und Bibliothek der schönen Wissenschaften anrechnet. Diese gaben einen in der Kritik unter den Deutschen ganz neuen Ton an. Sie stifteten wirklich das Gute, daß sie Gertscheds Ansehn verringerten und sonst verschiedenen Schriftstellern die Wahrheit sagten. Allein sie kritisirten überhaupt mit so viel Muthwillen, mit offener Partheylichkeit, mit einem so entscheidenden und bitteren Tone, mit einem solchen Anstriche von scheinbaren und doch unzulänglichen Gründen, daß sie alles wieder verderbten. Das Publicum las diese Kritiken mit Begierde, angehende Schriftsteller bildeten ihren Geschmack darnach, es entstanden Verbindungen unter den schönen Geistern, wodurch sie wechselseitig ihr Ansehn unterstützten. Es nahm eine Art von Despotismus in den schönen Wissenschaften überhand. Was im Anfange gefallen hatte, ward übertrieben, und eine Menge Schriften, die aus vollem Halse gelobt worden, sind in der That lauter Beweise von Ausschweifungen. Zwar giebt es noch Leute von Geschmack in Menge, die ganz anders denken, als die kleinen Tyrannen

im Reiche der schönen Künste es haben wollen. Allein sie schweigen aus Furcht vor Beschimpfungen. Ja bey vielen ist das Vorurtheil für diese Leute so groß, daß sie glauben, es liege nur an ihnen selbst und an ihrer Einsicht, daß sie das nicht schön finden können, was jene loben. Es gehört daher jezo schon eine Art von Muth dazu, der herrschenden Kritik zu widersprechen; aber es ist auch allemal ein Verdienst, auf solche Art die Sache der Wahrheit zu führen.



Berlin.



Berlin.

**B**ey Ehr. F. Voss ist in diesem Jahre eine neue Auflage von Karl Wilhelm Ramlers lyrischen Gedichten, sauber gedruckt herausgekommen. Ungeachtet alles des Ruhms, den Herr Ramler durch die eifrigen Bemühungen seiner berlinischen Freunde erhalten hat, sind wir gewiß versichert, daß ihm die künftige Zeit, die vielleicht nicht weit mehr entfernt ist, einen ganz andern Platz unter den Dichtern anweisen werde, als jezo von seinen Bewunderern geschieht. Wir sind weit davon entfernt, ihm das poetische Genie abzusprechen, oder zu leugnen, daß in seinen Gedichten wahre Schönheiten seyn. Allein wir glauben auch, daß das Fehlerhafte darin das Gute weit überwiegt, und daß seine undeutschen Redensarten und Constructio- nen, seine Dunkelheiten, sein affectirtes Wesen, sein Zwang immer etwas besonders zu haben, seine unermäßliche Einmischung der Mythologie, frem- der Wörter und Namen, seine Verlegungen des Wohlklangs und aller Gesetze der deutschen Versi- fication, daß alle diese Fehler, sobald nur die Pe- riode gekommen seyn wird, daß man ihn nach ei- ner unpartheyischen Kritik beurtheilt, für dasjenige werden erkannt werden, was sie wirklich sind, und daß er alsdann ganz gewiß keinen hohen Platz unter den deutschen Dichtern behaupten wird. Kein Dich- ter, der mit seiner Muttersprache und dem Genie seiner Nation so umgeht, wie Hr. Ramler, und

einige andere jezo thun, kann sich lange erhalten; Bey andern Nationen würden solche Scribenten gar nicht aufkommen; Aber der ehrliche Deutsche ist gemacht zu bewundern und geleitet zu werden; Nur nach einiger Zeit kommt er von den gefassten Eindrücken zurück. Jezo ist das Reich der schönen Künste und die Kritik bey uns ein wahres Chaos; so wild, wie im alten Chaos geht alles durch einander. Unfre Kunstrichter haben Grundsätze und eine Art zu kritisiren, wodurch man alles schön oder häßlich finden kann, wie man will, und unfre Dichter suchen nicht mehr die Natur sondern das Bizarre; um etwas ungemeines zu sagen wird man gezwungen, seltsam, holperich und ängstlich gekünstelt. Wer seinen Geschmack nach den Alten, nach den Franzosen und Engländern, nach Hagedornen, Hallern, Uken, nach den Dichtern die an den Vermischten Beyträgen und vermischten Schriften arbeiteten, gebildet hat, der kann an den meisten jetzigen Oden: und Lieder: Dichtern, an den allerliebsten Amors: Sängern, deren Verse fast aus lauter Diminutivis bestehen, an den Bacchanten, Barden, Scalden, und wie sie alle heißen, unmöglich Geschmack finden. Als ein Versuch könnte manches noch seiner Seltsamkeit wegen gefallen, aber sobald des Dinges so viel wird, verliert es alle Annehmlichkeit. Um von dem, was hier gesagt ist, überzeugt zu werden, sehe man nur die Musen: Almanche an. Welch eine Menge schlechten, ja oft unausstehlichen Jenges, gegen einige gute Sachen! Wenn man in dem Göttingischen Musen: Almanach von diesem Jahre ein Gedicht auf Schneemilchs Tod

Tod und eine petrarchische Ode von Schmidt, mit wahren Vergnügen liest, wie vieles muß man dagegen mit Verdruss lesen! Wer kann die Nymphe ausstehn, die, um sich mit ihrem Geliebten zu baden, ihr Köckgen abwirft? Nun fehlte nichts, als daß der Dichter seine Beinkleider dabeg niederlegte! Was soll man von dem Geschmacke des Samlers solcher Dinge (denn dies ist noch nicht das ärgste) für einen Begriff fassen? Und der Leipziger Musen-Almanach? Ja, der ist vollends unter der Kritik! Jedoch wir wollen zu unserm Kamler zurück kommen, und, damit wir unser Urtheil von ihm rechtfertigen, seine Oden kritisch durchgehen. Von der Uebersetzung der Horazischen Oden und den Singgedichten wollen wir, um nicht gar zu weitläufig zu werden, hier nichts sagen. Jene verdienet, unsers Erachtens, das Lob gar nicht, was sie erhalten hat.

Wir wünschten, daß ein jeder, der diese unsere Beurtheilung liest, zuvor die Kritik der Kamlerschen Oden lesen möchte, die in dem I. Stück der Klogischen deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften befindlich ist. Sie ist so gründlich und mit einem so richtigen Geschmacke geschrieben, sie sagt, ob zwar unter gar zu vielen Complimenten, dem Hn. Kamler so deutlich die Wahrheit, daß sie uns wirklich einen guten Theil desjenigen, was wir zu bemerken hätten, schon vorweg genommen hat. Wir wollen daher, um nicht dasselbe zu wiederholen, unsre Kritik nur auf dasjenige einschränken, was der Kunstrichter in der Bibliothek mit Stillschweigen übergangen hat.

U 5

ferr

ferdem aber sind in der gegenwärtigen neuesten Ausgabe verschiedene Oden hinzugekommen, die in der damaligen Sammlung noch nicht befindlich waren. Die Bestimmung des angeführten geschickten Recensenten wird zugleich dienen, der gewöhnlichen elenden Ausflucht der Hn. Berliner zuvor zu kommen, die den gründlichsten Artikel aus den schönsten Wissenschaften, so bald er in unsern Blättern steht, schon um deswillen verächtlich abweisen zu können glauben, weil sie in ihrem Midas-Tribunal einmal entschieden haben, die Verfasser der Hamb. Nachrichten seyn unfähig von Kunstfachen zu urtheilen. Hier sehn sie doch, daß andre Kunst-Nichter eben so denken, und zwar solche, die gewiß zu der besten Classe gehören. Denn das wird ein jeder, den die Partheylichkeit nicht ganz verblendet hat, gestehn müssen, daß die kritischen Recensionen in dem ersten Stücke der Klotzischen Bibliothek vortreflich sind. Und die kritischen waren es nicht allein. Die von Hn. Mendelssohn Phädon, die in eben demselben Stücke befindlich ist, verdient ebenfalls das größte Lob, und ob sie gleich auch mit allzuvielen Complimenten überzuckert ist, so ist doch darin dem deutschen Plato recht gründlich die Wahrheit gesagt. Wären die folgenden Stücke der Klotzischen Bibliothek dem ersten gleich geblieben, anstatt daß sie immer von Zeit zu Zeit schlechter wurden, so würde diese Bibliothek unter den wenigen guten deutschen Journalen einen der ersten Plätze verdient haben. Wir haben auch dieses vorläufig sagen müssen, weil wir bey unserer Beurtheilung die Recension in der Klotzischen Bibliothek voraussehen.

III.

Allgemeine Anmerkungen üb er die Kamlersche Poesie wollen wir nicht viel machen. Wir haben, was wir überhaupt davon urtheilen, schon vorhin gesagt. Mit Recht kan man auf Hn. Kamlers Schreibart den Eanischen Vers anwenden:

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht.

Die Enjambemens, die in keiner jetztlebenden Sprache geduldet werden, sind eine Favorit-Figur des Hn. Kamlers. Wir fragen aber einen jeden der etwas Ohr hat, ob er es ausstehen kan, wenn man nicht als Prosa, sondern als Verse liest:

— Alle die Tempel der

Pallas —

— heißt dieß ein Leben für

deine Tugenden —

— eile voll Sehnsucht der

Allgefälligen Göttin zu u. u.

Und wie unerträglich ist nicht die Vernachlässigung der Cäsur in den Alexandrinischen Versen, die Hn. Kamlern so sehr zur Gewohnheit worden:

Und aus der Nacht, des re | gellosen Zufalls,  
oder auf ewig untergehn?

— Als unterirdische

Gewittern, ist des ma | gern Hungers Bunde:  
verwandte.

Hier, und an so vielen andern Orten ist es an einer Versündigung nicht genug; es müssen mehrere bey-sammen seyn. Will man statt aller eine Probe in wahren Undeutschen haben; Hier ist eine:

— Liebe, dich

Tausch



Tauscht mein trunkener Geist nicht um das Zeigen  
mit

Fingern, um der Versammlung  
Händeklatschen, des Volks ehrenbezeugendes  
Aufstehn, dich um Gespräche mit  
Grossen Königen nicht zc. zc.

Solte man es wohl für möglich halten, daß es  
Recensenten gegeben hat, die diese Stelle als etwas  
vorzüglich schönes angeführt haben? Jedoch ein  
Kunststricher aus der neu-ästhetischen Schule wird  
einem die Schönheit demonstrieren. Findet er nicht  
Vollkommenheit, so findet er Behaglichkeit;  
er weist uns ein successives und imaginatives  
Product, oder ein glückliches Capriccio, mit  
Local-Schönheiten nach einem hohen Ideal  
u. s. w. Wer alsdann noch nicht überzeugt ist,  
über den zuckt er die Achseln, lächelt, und wendet  
sich von ihm weg. Und mit der deutschen Sprache  
darf man diesen Herren nicht kommen. Die wol-  
len sie erst erschaffen. Hat doch Hr. Kamler, der  
ärgste Deutschverderber, der je gewesen ist, über  
die deutsche Sprache geschrieben, und ist von ge-  
dankenlosen Recensenten bewundert worden. Was  
das lustigste ist, so hat man jezo gar nicht nöthig  
die deutsche Sprache zu verstehen, um sie verbess-  
ern zu wollen. Was die Enjambemens anbelangt  
so weisen einen diese Herren mit einer verachtungsvollen  
Mine auf den Horaz. Der kleine Unterscheid,  
daß Horaz nicht deutsch sondern lateinisch  
schrieb, macht nichts aus. Wir müssen es noch  
für eine Gnade rechnen, daß diese Herren uns mit  
Abbrechung der Wörter am Ende des Verses, so daß  
die

die letzte Hälfte des Wortes den andern Vers anfängt, zwar nicht ganz, doch einigermaßen verschont haben. Sagt doch Horaz

— neque Purpura venale, nec auro.

Ob dieses nicht beim Horaz auch ein Fehler gewesen ist, darnach fragt man nicht. Wir wollen nunmehr die Oden nach einander durchgehn. In der 1 Ode an den König finden wir, ausser den Stellen die der Recensent in der K. Bibliothek bemerkt hat, folgende, die uns tadelhaft scheinen; Friedrich, du, dem ein Gott das für die Sterblichen

Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab;  
Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos erfüllst zc. zc.

Das Loos eines Monarchen ist ein für die Helden Ode zu niedriger Ausdruck; Und was heist das: Sein Loos erfüllen? Besonders aber ist der Ausruf: O Wunder! viel zu gemein. Und ist es ein Wunder, wenn ein Monarch glorreich regiert; Glorreich bedeutet einen hohen Grad des Ruhms. Der ist so selten nicht. Das Loos eines Monarchen glorreich erfüllen sagt sogar etwas außerordentliches nicht, daß man deswegen über Wunder rufen dürfte. Was will ferner Hr. N. in dieser Ode mit dem verwundereten Kriegsgotte sagen? Gehört es etwa zu dem Character des Kriegsgottes verwundet zu seyn? Wir dächten seine Eigenschaft wäre eher zu verwunden, als verwundet zu werden. Oder zielte der Dichter etwa auf die Wunde die Mars vom Diomedes beim Homer

Homer bekommt? Das wäre sehr weit hergeholt. Diese Wunde vergieng auch sogleich wieder, und kann unmöglich ein Prädicat des Mars abgeben. Und was für ein Gedanke ist das: Alexander lebt bey der Nachwelt, bewundert und nicht geliebt, weil er keinen dircaischen Herold fand dessen Gesang weiter als Phidias Marmor, oder Apells athmende Farbe strebt? Das weiterstreben, anstatt: länger dauern, oder ein weiteres Ziel haben, einen sehr schlechten Ausdruck, wollen wir nicht vorbeylessen, und nur bemerken, daß der ganze Gedanke falsch ist. Wir wissen Alexanders Tugenden so gut als seine Laster. Die Ursache, warum er bey der Nachwelt in keiner liebenswürdigen Gestalt erscheint, ist, weil seine Tugenden seine Laster weit überstiegen haben; Keineswegen aber liegt die Ursache darin, weil Pindar nicht von ihm gesungen hat. Sollte der Dichter den Tyrannen etwa durch erdichtete Tugenden der Nachwelt empfehlen? Das würde nichts geholfen haben. August, den Hr. R. hier dem Alexander entgegen setzt, würde jezo in keinem schönen Lichte erscheinen, ob ihn gleich Horoz besungen hat, wenn er nicht wirklich, nachdem er seine Feinde unterdrückt hatte, ein löblicher Regent gewesen wäre. Und welche harte Verse:

— Wie lebt Cäsar Octavius,  
Durch den Edlen in Rom (edlen im Buche der  
Großen Götter, obgleich nicht auf der Rolle  
des Censors) —

Ausser der Härte dieser Verse bemerken wir noch das  
bey, daß es zu viel gefordert ist, daß alle Leser so  
viel

viel Antiquität wissen sollen, um die Parenthese zu verstehn. Ein Dichter schreibt für alle Leute die lesen und Geschmack haben, er muß dem grossen Haufen verständlich seyn; Das war Horaz den Römern mit allen seinen Fabeln, denn diese waren damahls so allgemein bekannt, wie jezo unter uns die biblischen Historien sind. Es ist allemahl ein Fehler, wenn ein Dichter durch solche Anführungen, die blos für Gelehrte sind, dem grössern Theile der Leser dunkel wird. Ein Fehler, in den Hr. Ramler unzähliges mal verfällt. Noch ein recht seltsamer Ausdruck dieser Ode. Die deutsche Sprache klingt wie Kalliopens Tuba! Also klingt das Deutsche an und für sich wie ein Heldengedicht? und man darf nur Deutsch reden, so hat man ein Heldengedicht? Denn der Klang von Kalliopens Tuba ist nichts anders als ein Heldengedicht.

Die II. Ode: an den Apoll. Hr. Ramler sagt von der Oper: Melpomene (die Muse der Tragödie und der hohen Ode) singt in Eratons (der Muse der sanften verliebten Poesie) Laute. Hat denn Melpomene nicht ihr eignes Instrument? Und müste nicht Erato in ihre eigne Laute singen, weil sie doch einmal eine Laute haben soll? Wie kann das zusammen klingen, wenn Melpomene in Eratons Laute singt? Und was singt dann Melpomene dem Apoll in Eratons Laute vor? Menschliche Geschichten. Also fallen ja beyde der Clio ins Amt, Hr. Ramler sollte doch bessere Ordnung unter den Musen halten, und nicht alles so wild durch einander gehen lassen. Terpsichore aber tanzt dem Apoll menschliche Geschichten vor. Warum menschs

menschliche Geschichte? Wir haben bisher geglaubt, die Länze drückten mehr Leidenschaft und Allegorie, als Geschichte aus? Eraton für Erato ist auch unrecht. Selbst im Französischen, wodurch dieses nur allein gerechtfertigt werden könnte, sagt man nicht Eraton, sondern Erato, ob man gleich sagt: Cicéron, Apollon. Nun bittet der Dichter den Apoll: er möchte doch auch der süßen Cythere, und o! (was soll dieses o!?) dem freundlichen Amor, den Zutritt vergönnen. Wir dächten, wo Erato singt, da hätten Venus und Amor: ohndem schon freyen Zutritt: und wenn Venus kommen darf, so braucht es nicht erst mit einem herzbrechenden: o! um Erlaubniß für den Amor zu stehen, der sie eben so unzertrennlich begleitet, als die Grazien, für die in der folgenden Strophe auch noch erst der Zutritt erbeten wird. Daß die Grazien bey der Oper seyn müssen, versteht sich wol von selbst. Wir wissen überhaupt nicht, was dieses Bitten um Vergönnung des Zutritts heißen soll. Es ist zudem ein sehr profaischer Ausdruck. Und allem jungen Göttervolk wird auch der Zutritt erbeten! Konnte dann die Oper ohne selbiges seyn? Alle fabelhafte Götterheiten mußten gleich von Anfang mit eben dem Rechte und eben so nothwendig den Zugang zu derselben haben, als Terpsichore, Melpomene und Erato.

III. Ode. Amynt und Chloe. Wir geben diesem Stücke gerne alles das Lob, welches ihm der Recensent in der Kl. Bibl. beylegt. Es ist übersaus gefällig. Das: nackterem, statt nacktrem, aber klingt übel.

IV.

IV. Ode: auf die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm 1744. Diese gereimte Ode ist, wie man bey allen von diesem Dichter bemerkt, weit schöner als die ungereimten. Wir sagen dieses gar nicht aus einiger Abneigung gegen die reimlosen, oder im lateinischen Sylbenmaasse geschriebenen Versen. Wir lieben sie sehr, wenn sie bey der Schönheit der Gedanken zugleich den Wohlklang und die Regeln der deutschen Sprache beobachten. Ja wir haben viele von Hn. Klopstocks Oden, ungeachtet sie in Ansehung der letztern Puncte Fehler enthalten, mit dem größten Vergnügen gelesen, weil die feurige und erhabene Poesie selbige unmerklich macht. Aber seitdem Hr. Klopstock angefangen hat, uns so viele rauhe, holperichte Oden, voll wahren Unsinnes, zu liefern (und daß die Sammlung der Klopstockischen Oden sehr viele dergleichen enthält, ist bereits in den Kielschen und Erfurtischen gelehrten Zeitungen mit einer Freymüchigkeit die den Recensenten Ehre macht, gesagt worden) seitdem wünschen wir, daß er den Geistern der Barden und Skalden, in dem Valholla, nicht aber uns vorsingen möchte.

V. Ode: Sehnsucht nach dem Winter. 1744. Auch diese Ode, obgleich ohne Reime und im lateinischen Silbenmaasse, ist schön, fließend und gefällig. Hr. Ramler dichtete vor beynah 30 Jahren besser als jeho. Die Ursache ist, weil dem Strome des einreißenden verderbten Geschmacks folgt, und statt der Natur nur das ungemeyne, das besondre und ausgekünstelte, sucht. Daher wird er affectirt, gezwungen und seltsam; wie jeho so viele andre. In dieser Ode komt das

B Wort

Wort ausgeleereterem, vor, welches schleppend klingt, und wegen seiner vielen E eine wunderliche Figur macht. Was der donnernde Strom heißen solle, verstehn wir nicht. Was ist: Wein von mürrischem Alter? Macht der alte Wein etwa mürrisch? oder was hat er sonst mürrisches an sich?

VI. Ode. An Lalagen. Dieses Stück ist schön. Aber das Rosengesicht ist kein schöner Ausdruck. Bekennt die wallende Brust in keiner Ader Sehnsucht? Was läßt sich bey diesem Bekennen in den Adern denken? Fühlen kann die Brust es wol in den Adern, aber bekennen in den Adern?

VII. Ode. An den Vulkan bey Einweihung eines Kamins 2c. Im Anfange hat diese Ode zu viel Mythologie. Am Schlusse ist die Construction unrichtig: Wein, den einst — Also feyerlich schwur so lange zu schonen, bis ihm ein lachender (lächelnder, wäre besser gewesen) Sohn entgegen lallte, der aber — ohne Sohn verstarb. Hier könnte nach der Grammatik dieses letzte der sich auf nichts anders als auf den Wein, beziehen.

VIII. Ode. Namine. Hierin ist viel Schönes, aber der Jokus und Phantasmus im Anfange, sind ein paar lateinische Fremdlinge, die im Deutschen eine schlechte Figur machen. Sirenetten und Zephiretten sind ein paar neologische Artigkeiten der modernen allerliebsten Dichter, die nur süßen Herren gefallen können. Die Wachtel — lockte horchend in die Laute, daß alle sieben Saiten, Bauch und Boden der Laute, wiederzöntenz; ist sehr seltsam gesagt. In die Laute locken

cken (d. i. schlagen) und horchend locken! Wenn der Vogel laut schlug, so horchte er wohl nicht. Der Vogel wiegte mit dem Kopfe des Paragoden sich weidlich hin und wieder. Weidlich ist ein schlechtes Wort. Naide scherzt und kofert gern mit diesem Vogel. Welch ein fatales Wort: Kosen! Hr. Kamler scheint hier dergleichen Worte recht gesucht zu haben. Wir finden noch, rüftig, und die traure Wirthin.

IX. Ode, Achelous, Bacchus und Verumnus. Schön! Was aber der gewaltige Geist des Kobres der Sydassischen Nymphen in den gehölzten Onyr verschlossen, heißen solle, kann man nur rathen.

X. Ode. Auf einen Granatapfel. Ueber diese Ode ist endlich genug geschrieben. Wir wollen nur bemerken, daß sie hier ganz ungearbeitet ist. Da sonst der Anfang war: O! die du dich zur Königin der Früchte, Mit deinem eignen Laube krönen mußt etc. etc. so fängt sie nun an: Find' ich dich hier in deiner grünen Krone? Einige Stellen und Strophen in dieser Ode sind wirklich schön, besonders die fünfte Strophe. Die Tuba kommt hier wieder.

XI. Ode. Die Wiederkehr. Die strenge Kritika, Schwester der eiteln Pansophia, wie auch der undeutsche Schluß der Ode, sind schon mehrmalen getadelt worden. Hr. Kamler aber scheint seinen Beurtheilern hiemit Trost bieten zu wollen. Sagen es nicht schon seine Freunde öffentlich, daß er seinem Recensenten in der Kloßischen Bibliothek, zum Troste, fast alle von demselben getadelte Stellen in der neuen Ausgabe hat

stehen lassen? Hr. K. ist es unter seinen Freunden so sehr gewohnt, nur bewundert zu werden, daß der Gedanke: er solle sich bessern, ihm nothwendig ganz unerträglich vorkommen muß.

XII. Ode an die Stadt Berlin. Gefällig, wie die meisten der gereimten Oden. Die auch hier übel angebrachte Mythologie ist schon bemerkt. Orkus ist affectirt.

XIII. Ode. An Zn. Bernhard Kode. Etwas sehr weitschweifiges und langweiliges; dabey in ziemlich harten und rauhen Versen.

XIV. Ode. An die Feinde des Königs. Der ganze Anfang dieser Ode ist von sehr mittelmäßiger Stärke; die Beschreibung der Herkulischen Arbeiten aber übel angebracht, und dabey in einzelnen Stellen sehr tadelhaft. Der Dichter hat in dieser neuen Ausgabe durch eine hinzugesetzte Anmerkung angezeigt, daß diese Herkulischen Arbeiten eine allegorische Beziehung auf die Kriege des Königs haben. Man wird aber diese Allegorie so gezwungen und weit hergeholt finden, daß sie gewiß das Stück nicht rechtfertigt.

XV. Ode. An den Frieden. 1760. Diese Ode hat einen guten Schwung und schöne Bilder. Aber die Stelle Der Krieg —

Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch ihm geben,

Erwürgt das kleine fromme Lamm;  
hat nicht nur etwas sehr seltsames, sondern auch fast lächerliches. Soll das ihm in der ersten Zeile sich auf das Lamm in der zweiten Zeile beziehen; so ist die Construction unerträglich. Sollte aber das Wort

Wort ihm sich auf das vorbergehende Krieg referiren, so käme gar der Sinn heraus: Die frommen Mütter, die dem Kriege die Milch geben. Gleichwol ist dieses, nach der Syntax, die natürliche Deutung

XVI. Lied der Nymphe Persante (oder Persanteis, wie es anfangs hieß, und so war der Name wirklich richtiger formiret.) Dieses allegorische Stück verdient Lob, aber nicht durchgängig. Mein Gastfreund, ist zu gemein, und man weiß auch nicht recht, was es sagen will. Die Strophe: Sobald ihm Pluto's Helm das Haupt umhüllte &c. hat in dieser neuen Ausgabe eine Note bekommen, worin die Allegorie erklärt werden soll, und die genugsam zeigt, daß diese nicht so ist, wie sie seyn sollte. Ambra im deutschen für Bernstein, ist unrichtig, obgleich in der Note gesetzt ist, Gelber Ambra, Agstein, Bernstein. Wenn Hr. K. Noten macht, so ist es kein gutes Zeichen. Eine Laute besaiten, ist ein Neologismus der keinen Beyfall verdient.

XVII. Ode. Auf ein Geschütz. Eine gereimte Ode, jedoch nicht von den besten. Die frommen Dichter zu zerschmettern. Was will hier das fromme eigentlich sagen. Hr. Kamler würde vermuthlich selbst ungehalten seyn, wenn man das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung nehmen wollte. Feucht anstatt: Zieht, ist unricht. Bey der Surie, die gefesselt an dem Wagen des Ueberwinders feucht, ist es ungewiß, ob sie an den Wagen gefesselt ist, oder

ob sie nur gefesselt beyher geht. Und warum leicht sie? fährt etwa der Wagen so geschwinde, daß sie nicht mit kommen kan? Oder hat sie Schaden in der Brust? Wenn sie aus Wuth und Verzweiflung heulere, so würde es natürlicher seyn. Die Sartrapan, so vornehme Leute sie in Persien auch waren, werden doch in Deutschland ihr Stück schwerlich machen.

XVIII. Ode. An den Sabius. Eine Hand voll Krieger mit einem Ocean (d. i. einer grossen Armee) ersäufen, ist ein groteskes Bild. In demselben ist die eine Armee ein Ocean, und die andere etwas, daß durch den Ocean ersäuft werden kann; beyde Armeen müssen also sehr heterogene Dinge seyn. Die Bassen, statt Minister, sind ein übel gewählter Ausdruck. Veziere hätte es heißen müssen, wenn es ja auf Türckisch gesagt werden sollte. Die Strophe vor der letzten ist posierlich.

Und auch wer rächt die Zunft der schönen Geister.

Nun du geschlagen bist,  
An einem Könige, der Meister,  
In ihren Künsten ist.

Wollte denn Daun die schönen Geister an dem Könige rächen?

XVIII. Ode. An die Könige. In dieser Ode voller Enjambemens und vernachlässigter Cäsur, siehet man mehr Bemühung etwas besonders zu sagen, als Geist und poetisches Feuer. Bricht wieder eure (der Könige) Sündfluth ein?  
Was

Was ist dies für eine Sündfluth? Und sollen wie-  
der alle Tempel und Trophäen berühmte  
Trümmer seyn? Wie matt! Die nicht zu Räu-  
bern angeworben armselige Pflüger sind.  
Gewiß ein armseliger Ausdruck! Die Feinde des  
Königs sind

— Des mageren Hungers Bundesverwandte,  
Der Pest Verschworne.

Der erste, an sich sehr platte Vers, soll vermuth-  
lich so viel heißen: Sie arbeiten gemeinschaftlich  
mit dem Hunger an der Ausrottung der Menschen.  
Der letzte Vers ist vollend Undeutsch. Es soll hei-  
ßen: Mit Verschworne. Die ganze Vorstellung  
aber paßt doch nur schlecht. Denn es kann nicht  
gesagt werden, daß die Könige sich mit dem Hun-  
ger oder der Pest verbinden. Eher könnte man noch  
sagen: Der Krieg, der Hunger, und die Pest  
hätten sich zusammen verschworen. Lisboa klagt  
sehr affectiret. Der Brennen weisen König zu  
berrüben. Dieses Berrüben ist hier sehr niedrig  
und schwach.

— Das geraubte Land  
Und seine hangen Besten wiedergiebt.

Soll Vessen hier der Pluralis von Veste seyn,  
und so viel heißen als Bestungen, so wissen wir  
nicht, warum eben die Bestungen hange seyn sol-  
len. Nach Hr. Ramlers grossen Neigung allent-  
halben Mythologie einzumischen, sollte man bald  
denken, Vessen sey hier der Pluralis von Vesta,  
und Vesta würde hier für den Feuerheerd, d. i.  
für das Haus, gesetzt. Urenkelsöhne; ein selt-

fames Wort! Wunderlich ist es auch, daß der Dichter den Königen einen Manco Capac zum Muster vorstellt. Sie sollen statt des Kriegens, zu Schiffe gehn, neue Welten entdecken und cultiviren. Und warum dieses? Damit der Dichter in den zwei letzten Strophen eine Schilderung des Manco Capac anbringen könnte. Wenn Horazens Digressionen, womit er zuweilen seine Oden schließt, und hier haben nachgeahmt werden sollen, nicht besser herben gebracht wären, so müßte man sie zu einem Muster dessen, was zu vermeiden ist, darstellen.

XXI. Ode. An seinen Arzt. Wir wollen die Küge dieses unerträglichen Gemengfels von erdichteten und wirklichen Wesen hier nicht wiederholen. Säkularische Pöänen! Was soll ein deutscher Leser hiebei denken? Tanaquil und Kleopatra am Ende hätten noch einen nähern Commensar erfordert, als der in der Note ist.

XXII. Ode. An Lycidas.

Wen seine Mutter unter den zärtlichen Gesängen heller Nachtigalchdr' empfing. Dieses Empfangen ist wohl etwas zu naif. Die Galerenschnäbel in Gradivens blutigen Tempel aufgehängt, sind zu ausländisch und antik. Aber woher werden dann die Tempel des Mars blutig genannt? Die Römer vergossen wenigstens im Tempel des Mars kein Menschenblut, und überhaupt nicht mehr Blut als in andern Tempeln. In den Versen

— Ihm wird die jüngste der Charitinnen  
Die wohlbewachte Schaam, sich zur Führerin  
Entbieten — ist

ist die wohlbewachte Schaam ein lächerlicher Ausdruck; und erbiethen für anbieten, ist undeutsch. Eben so undeutsch ist es auch: Er erwartet den Tod mit Gleichmuth, gleich eines fremden Mannes Besuche; anstatt: wie eines fremden Mannes Besuch.

XXIII. Ode. An Fr. Krause. Der Löwe, der gereizt vom Panther, den nimmer umsoust gewagten Sprung thut,

Im Bauch des Feindes die Klauen,  
Im Nacken den Zähnebewaffneten Schlund;  
hat viel unrichtigs. Man läßt in der französischen und auch in der deutschen Poesie, das Hülfswort, E. haben, wol weg, wenn ein Zustand in seiner Dauer vorgestellt wird. So sagt Canik:

Die Streitart in der Hand, die Augen voller Grimm;

Allein hier ist diese grammatische Figur unrecht angebracht. Der Löwe thut nicht den Sprung nach dem Panther, die Klauen im Bauche und den Schlund im Nacken desselben habend, sondern nach dem der Sprung geschehen ist, wirft er ihm erst die Klauen in den Bauch u. Schlund für Rachen, ist auch unrecht.

XXIV. Ode. An Delien. Diese Ode hat schöne Stellen. Plantanen sollen vielleicht Platanen seyn. Alsdann wäre nur der Fehler, im Deutschen lateinisch geredet zu haben.

XXV. Ode. An die Göttin der Eintracht Konkordia; wiederum ein lateinisches Wort, das denen die lateinisch verstehen, nichts weiter als das deutsche, andern aber gar nichts zu denken giebt.

Wäre es eine Gottheit, die in der Fabel schon ihr Bürgerrecht erlangt hat, so wäre es ein anders. Die undeutsche Verwerfung der Wörter in der zweiten Strophe wollen wir, als schon von andern bemerkt, übergehn. Die Pflanzstadtungeborner Söhne, ist sehr dunkel. Die Note, die der Verf. gemacht, beweiset es selbst. Der Held, dessen schwerer Arm durch sieben Donnerwetter der Fürsten Raubsucht täuscht. Durch 7 Donnerwetter die Raubsucht täuschen! Das Täuschen ist eine Handlung wozu sich Donnerwetter, und noch dazu 7 Donnerwetter, sehr schlecht schicken. Ja es giebt nicht einmal einen rechten Verstand. Die Raubsucht lehrt sich nicht viel daran, wenn es donnert.

XXV. Ode. (Denn 25 steht zweimal) Auf die Wiederkunft des Königs. Diese Ode hat schöne Stellen. Was die zwey Welten sind, denen der König sich mit entschloßener Seele (nicht viel gesagt) entgegen warf (ein schlechter Ausdruck) dieses ist schwerlich zu sagen. Friedselig; ein Wort, das schwerlich sein Glück machen wird.

XXVI. Ode. An Gallinetten. Ganz ausländisch und voll fremder Wörter! Ihre Beredsamkeit fließt gleich dem Bache Svada, d. i. der Beredsamkeit, ist dieses nicht eben so viel, als: ihre Beredsamkeit ist beredt? Verlocken, d. i. hinweg locken; wie seltsam!

XXVII. Ode. An Zymen. Eine reizende Ode, in einem solchen Geschmack, daß man glauben sollte, Hr. Kamlar sey nicht Verfasser davon. Jedoch

Jedoch ist in den Versen.

Zu Flor bekennet der Trauerman  
Dir (dem Hymen) sein gewaltig Feuer.  
der letztere Ausdruck sehr matt.

XXVIII. Ode. An die Muse. Soll eine  
Nachahmung des Horaz seyn; Athenäen, in  
Jupiters Haupt gepflegt, ist, des letzten zu  
niedrigen Worte nicht zu gedenken, sehr dunkel.  
Das Athenäum war ein Tempel der Minerva;  
ist es dieser, oder soll es, welches mit der Fabel  
mehr übereinstimt, Minerva selbst seyn, die in Ju-  
piters Haupte gepflegt ist? Mir bestälter Esche;  
nicht ein jeder wird gleich errathen, daß dieses der  
Spieß seyn soll. Wie undeutlich klingt es:

— bald singe dieses,

O Muse! jenen iht, (anstatt bald diesen bald  
jenen?) Und wie affectirt! das: Sprea und  
Viadrus?

XXIX. Ode Glaukys Wahrsagung. In  
dieser Ode sind gute Stellen. Aber die beständige  
Hindansehung der Cäsar in den Alexandrinern ist  
unausstehlich. Ludewigs Pilot: dies ist von ei-  
ner ganzen Flotte ein sehr schwacher Ausdruck.  
Westgalliens beschäumtes Thor, für den  
Hafen von Brest. Wenn das eine gute Metapher  
ist, so hat Pope in seinem Antilogin sehr unrecht.  
Die durchströmte Flur der Colombona. Nord:  
America durch eine Flur auszudrücken! Das ist  
eben als wenn ich sagte: Russlands Flur. Und hat  
der Name Colombona Autorität genug, um ihn so  
schlechthin für America zu brauchen? Das Schim-  
psen auf die Franzosen, da sie: weiche Söhne  
raps:

rapftrer Franken genennt werden, ist so unanständig als ungerecht. Daß es den Franzosen an Muth nicht fehlt, und daß ganz andre Umstände, nemlich die schlechten Anstalten, die üble Verfassung der dirigirenden Gewalt bey Hofe, die Unfähigkeit mancher Heerführer; u. s. w. die Ursachen des üblen Ausganges des vorigen Krieges gewesen sind, ist bekannt. Seltsam ist es auch, wenn einer seinen Helden dadurch zu ehren denkt, daß er die Feinde, die er besiegt hat, als feige Leute vorstellt; und dieses haben gleichwol viel der letztern Kriegs-Dichter gethan. Die Strophe.

So gleich Arions Piede, gleich dem Liede,  
 Das tief im Meer Delyphine zwang,  
 So Welse, dir zum Ruhm, zum Hohn dir  
 Bourbonide,

Teutoniens Gesang.

getrauen wir uns nicht zu entziefeln, ob uns gleich die Fabel vom Arion sehr wohl bekante ist.

XXX. Ode. Der Triumph. Dieses ist in unsern Augen ein sehr langweiliges Stück. Wider die Wahrheit des Gedankens, der den Anfang macht, wäre vieles einzuwenden. Von Anstrassen beherrscht die Kaiserin-Königin auch nicht so viel, daß ihr das Prädicat: die Anstrassens Auen beherrscht gegeben werden könnte. Oder soll Anstrassen hier etwa gar Oesterreich bedeuten? Das wäre ein gewaltiger Soldeismus. Sonst ist zu viel alte Geographie in diesem Stücke. Dergleichen Namen machen an sich ein Stück nicht poetischer. Verbunden mit allen die am Aäotischen, Raspi-

schen,

sehen, Finnischen Sunde wohnen; den rauhen Samojedem, den Ostiaken etc. Wie prosaisch ist dies! Die hohen Satrapen Germaniens, für die deutschen Fürsten, ein elender ganz ungeschicklicher Ausdruck.

— Aber Thalia! laß ab,

Die Flotten und Fußknecht und Reuter zu zählen.

Ja! wir bitten auch darum. Sonst schläft man vollends ein. Friedrich bekriegt von scheelsüchtigen, oder getäuschten, oder gezwungenen Fürsten, kehrte nach sieben blutigen Jahren so mächtig zurück, als er auszog. Ganz prosaisch. Und welcher Ausdruck: Einem Triumph verlenken, anstatt: ihm ausweichen! bedauernswürdige deutsche Sprache, weil es den neumodischen schönen Geistern gelingen sollte, dich auf die Art zu vermehren, wie sie angefangen haben!

XXXI. Ode. An den Zn. von Buddenbrock. Dieses Stück verdient nicht, daß etwas darüber gesagt werde.

XXXII. Ode. Abschied an die Kelden. Die Verse, vom vierten an, sind schön. Der Britische Barde soll Töne trinken. Man sagt dieses wol in einer kühnen Metapher von dem Ohre; aber von dem Menschen selbst zu sagen, daß er Töne trinke, dieses giebt ein ungereimtes Bild. Unser Dichter verspricht sich übrigens hier von seinen Versen etwas viel.

XXXIII. Ode. Die Jahrsfeyer. Wenn wir  
den

den heutiges Tages fast lächerlich gewordenen Namen eines allerliebsten Gedichts brauchen möchten, so wäre es bey diesem Stücke, so ausnehmend gefällig ist es. Das Wort: unserm trauten, wünschen wir weg. Es ist auch ein Provincialwort. Das Wort: zephyrlich, ist unter so vielen neugeschaffenen Wörtern noch eins der besten. Aber wenn Hr. K. von einem Munde redet, der ein Thron zephyrlicher Scherze sey, so fragen wir billig, was hier zephyrliche Scherze sey? Man sagt wol metaphorisch: der Zephyr scherzt auf den Blumen; aber aus dieser Metapher wieder eine neue Metapher in Aufsehung des Mundes zu machen, das ist gegen alle Regeln; es müßte dann seyn, daß im deutschen Batterie, oder sonst wo, jezt ein anders verordnet wäre.

XXXIV. Ode. Prolemäus und Bernice. Mit Vergnügen loben wir, was wir zu loben finden, also auch diese vortrefliche Ode.

XXXV. Ode. Auf den Tod des Prinzen Friedr. Zeinr. Carl. Diese Ode ist zu steif, und man sieht darinnen mehr Künsteley als Affect. Die Verse sind gar nicht fließend. Einige Sentenzen machen ein Stück noch nicht schön. Himmelanstreben, anstatt: sterben, ist nicht gut gesagt. Des unendlichen Weltgeistes unsterblicher Ausfluß. So unrichtig dieses philosophisch betrachtet ist, so wenig ist es auch poetisch schön. Dennes läßt sich auf eine jede Seele so gut als auf die vortreflichste Seele anwenden, und sagt nichts besonders.

XXXVI. Ode. In die Liebe. Eine gereimte Ode

Ode die gute Stellen hat. Aber was heißt das: Liebe, die du Götter oft um Schäfer tau: schest; und: Eine Fürstin die den Prinzen bald mit Amoretten beglücken soll?

XXXVII. Ode. An Kaiser Joseph I. Ist schön, ungeachtet die Verse etwas hart sind.

XXXVIII. Ode An die Venus Urania. Diese Ode hat gute Stellen, aber zu viel fremde Wörter und zu viel Härte. Aus dem Uranizien: Zayn der heißen Iberer; und wiederherzig, sind seltsame Ausdrücke.

XXXIX. Ode. An Philibert. Die Verse sind hart, die Sentiments aber gut, Landesfassen, statt Landsassen, ist unrecht. Folgende Stelle klingt wirklich komisch: Gefallener Kriegesobersten darbende versteckte; Wirwen speisere, Kleidete.

XXXX. Rede am sechszigsten Geburtstage des Königs. Hr. Kamlers Hexameter sind fließender als seine übrigen lateinischen Metra. Die Cäsur ist in den Hexametern zuweilen vernachlässiget. Jedoch das thun unsere Hexametristen alle. Wir schließen hier unsere Kritik; und wie wir übrigens keine andere Absicht gehabt haben, als die Sache des guten Geschmacks zu vertheidigen, so wird es im geringsten keine Demüthigung für uns seyn, wenn Hr. Kamler nicht darauf achten sollte.



Aus:



Auszug aus der im Ersten Stücke der  
Klozischen deutschen Bibliothek be-  
findlichen Recension von Hn.  
Kramers Oden.

**N**ach einem Eingange, den wir hier sicher  
vorbey lassen können, wird eine Stelle  
aus Herders Fragmenten angeführt, wo-  
rin fast alles dasjenige, was andre Kunst-  
richter dem Hn. Kramler als Fehler anrechnen,  
zu vorzüglichsten Schönheiten gemacht  
wird. Es heißt unter andern darin: Jede  
Freiheit, die Hr. K. sich nehme, sey nicht  
bloß Licenz, sondern Muster, seine un-  
deutschen Redensarten bereichern die  
Sprache; seine fremden Wörter verdienen  
das Bürgerrecht; der Zwang in seiner  
Ode komme von dem hinreisenden Strom  
der Ode, sein Mangel an der Eäsur und  
seine schweren Reime seyn lauter Leben  
und Nachdruck, u. s. w. Der Recensent  
erinnert gegen diese Behauptungen, worüber  
man freylich jeden Unpartheyischen das  
Urtheil überlassen kann, nur dieses: Der  
Zwang falle in Hn. K. Oden, zuweilen  
gar zu deutlich in die Augen, das Gesuchte  
und Ausstudirte stehe an der Stelle der  
Begeistung. Hierauf wird bemerkt, daß  
Hr. K. Oden gar zu sehr Nachahmung des  
alten Griechischen und Römischen seyn,  
und zu wenig von einem deuts-  
schen

schen Dichter an sich haben, besonders sey die beständige Vermischung der Mythologie mit heutigen und wirklichen Dingen tadelhaft. Hiebey bekommt Hr. Niedel zugleich eine Weisung, der diesen Fehler an Hn. K. getadelt, aber zugleich, als ein kritischer Petit = Maitre, das Compliment hinzugesetzt hatte: Daß dieser Fehler bey Kamlern zu einer Schönheit werde. Ferner bekommt Hr. Kamler die Erinnerung: Er möge seine Oden für ganz Deutschland interessant machen, jeko seyn sie es fast nur für Preussische Unterthanen. Alsdann wird bemerkt: die Declamation, weßwegen Hr. K. in Berlin so berühmt sey, habe einen grossen Antheil an dem Beyfalle, den diese Gedichte in den dortigen Gegenden, selbst bey Kunststrichern gefunden haben, die sonst überall nur Fehler sehn. Nun kommt der Recensent zur Beurtheilung jedes Stück's insbesondre. Bey der 1 Ode an den König, werden die von Ruhm trunkenen Tage, als ein ungeschicktes Bild, das: sein Loos erfüllen, als undeutsch, und die zwanzig tausend Tage, anstat 54 Jahre, als eine kalte Ausrechnung, die mit dem Enthusiasmus nicht bestehen kan, getadelt. An den Versen:

Glücklicher Barde der  
Unverdächtig ein Lob, reiner als beyder Lob,  
In sein Saitenspiel singt!

wird das Dunkle und Spielende getadelt, die Tubä, Critica, und Pansophia werden ebenfalls bemerkt. Aus der 2 Ode an den Apoll, wünschte der Recensent die keuchenden Saiten, als ein widriges und eckelhaftes Bild, weg. Von der



Miston. (Man sehe, was der geschickte Hr. Zeynatz in seinen Briefen über die deutsche Sprache hievon geschrieben hat:) In den Worten: die mit Lust und Wollust deine goldnen Körner ass; tadelt der Rec. die 2 'zusammen gebrachten Wörter; in der Parenthese: nicht ohne Kleid, das Matte, und an dem Verse: Uthen an Geist, voll Muth wie Sparta war, daß derselbe wohl in ein didactisches Gedicht, aber nicht in eine Ode passe. In der 6 Ode die Widerkehr, werden die Kritika, die Pansophia und die Versammlung, nebst dem undeutschen Schluß der Ode, kritisiert. In der 7 Ode. an die Stadt Berlin, misfallen dem Recensenten: Der Jupiter, der mit Friedrichs Wolke stritt, der Kriegsgott der eine Wolke vor seines Mörders Blick warf, der Schild der Pallas den seine Feinde gesehn haben, und dergleichen mehr. Der Rec. tadelt daß Hr. Kamler den Vers: und wurzelten erstarrt, so geändert habe: und hefteren erstarrt, (beyde Ausdrücke, die so viel heißen sollen: Sie waren so erstarrt, daß sie unbeweglich stehen blieben, taugen nichts.) Auch wird bemerkt, daß der Ausgang einer Strophe: Er kommt, ich seh ihn schon! matt sey. Von der 8 Ode an die Feinde des Königs, sagt der Recensent: Sie würde meinen ganzen Beyfall haben, wenn ich die matte mythologische Classification von den 12 Arbeiten des Hercules, vertilgen könnte. Unter andern ist mir das See-Thier unerträglich, das ging und wiederkam; und nach diesem der Abfall der Strophe: Und schnell, und Schlag auf Schlag.  
Man

Man muß nämlich warten, bis es dem Dichter gefällt, eine neue Strophe anzufangen, und dem Herkules, die Hydra vollends zu tödten. Die Stelle: *Geneuß, geneuß der Ruh die dir entzogen*, u. s. f. findet der Recensent matt. In dem Liede der *Tymphe Persante*, dünket dem Recensenten die letzte Strophe für den hohen Anfang und für den feyerlichen Ton, der durch die *Ode* herrscht, viel zu matt. Bey der 10 *Ode*: an ein Geschütz, tadelt der Rec. die übertriebene Einmischung der Mythologie und ihre Vermengung mit der neuen Geschichte. Die Zeile: *versteckt in Spiel und Tanz*, sey matt, und eingeflickt um die Strophe zu schliessen, und sich auf *Kranz zu reinem*. Bey der 11 *Ode*: an *Jabius* wird unter andern der Ausdruck: *Eine Handvoll Krizger*, als zu niedrig, angemerrt. In der 12 *Ode* an seinen *Arzt*, sind, nach des Recens. Bemerkung, wirkliche erdichtete Wesen, *Phalangen Europens*, die *Horden Afiens*, und die *Schlangen der Eumenidenbrut* unter einander gemischt, ein Gemengsel, welches *Home*, zu einem Beyspiel würde gebraucht haben, wenn er deutsche Dichter gelesen hätte. Bey der 13 *Ode* an *Lycidas*, will der Recensent nicht urtheilen, sondern nur empfinden und bewundern. (Warum er gerade bey dieser *Ode* so gedacht, mag er selbst wissen. Denn sonst fand er hier genug zu kritisiren.) Den Sprung des Löwen nach dem Panther, in der 14 *Ode* an *Zn. Krausen*, bestreitet der Recensent nur aus der *Naturhistorie*, weil es nicht des Löwen, sondern des Panthers Art sey, so zu springen.

In

In der 15 Ode an die Göttin der Eintracht, bemerkt der Recensent ohne Complimenten (wozu sollen dann auch die Complimente in der Kritik?) eine misslungene Inversion und eine misslungene Allegorie; jene in der Parenthese: doch Ruth und Beil trägt dir mit schnellem Schritte - zu rächen, Ate vor, und eine Ate die den Reiben führen sollte, zu langsam nachschleiche, und zu spät komme; diese in der letzten Strophe. Vorher hätte der Dichter von Teuto-niens Erreter, von Svecien, von Ruthenien und von dem alten Welt gesungen; auf einmal führt er uns in einen andern Welttheil, in ein anders Welt-Alter zur Semiramis. Die 16 Ode auf die Wiederkunft des Königs, hat nach des Recensenten Urtheil viele tadelhafte Stellen. Die Verse: Da wider ihn mehr Feinde sich gesellten, als die die Nachwelt glauben darf, sind zu matt. Der Ausgang der fünften Strophe ist so unglücklich als irgend etwas, und die folgende nicht viel besser. In eben diese Reihe setzt der Rec. auch das Ende der neunten Strophe: Die gedrängten Reiben entzückter Augen, und Blumen, die der offenen Erd entsteigen, entgehn der Kritik des Recensenten nicht. Die 17 Ode an Zymen, erhält ein großes Lob. In der 18 Ode an die Muse se missfallen dem Recensenten die 2 ersten Strophen, so wie auch die Verse:

Wohlan mein Lieb! spann alle deine Segel

Bis an den Wimpel auf.

Ferner tadelt er das Dort in der sechsten Strophe und den erkauften Nord, desgleichen die sehr alle

alltäglichen Verse der achten Strophe.

Als Jüngling schlief er ehemals in der Höhle  
Noniens und war die Lust

Der Musen; jetzt erhöhten sie seine, Seele:

Mit unbegnügter Brust u. s. w.

Die 19 Ode: Glaukus Wahrsagung, scheint dem Recensenten abermals eine Antike in modernen Puzen: und Jupiter der Hirtenstäb' und Kronen aus einer Urne streut, keine Gottheit für jetzige Zeiten, so wie die beyde Gleichnisse von Herkules und Ulyß sehr studirt zu seyn. Der Vers: nicht ohne Muth vollbracht, ist ihm unerträglich. Die 20 Ode der Triumph, wird von dem Recensenten überaus sehr erhoben. (Da er sich deshalb auf seine Empfindungen beruft, so kann man nichts weiter hiezu sagen, als daß andre Leser andere Empfindungen haben) Jedoch erklärt er den Vers: dieser erhabenen Fürsten, für matt, und die Art, wie von den Galliern geredet wird, mißfällt ihm, so wie das Verlesen des Triumphs. Was Hr. Kamler bey der 21 Ode an den Zn. von Buddenbrock gedacht habe, weiß der Rec. nicht, wohl aber so viel, daß er es für das schlechteste Stück in der ganzen Sammlung halte. Die 22 Ode; Ptolemäus und Bernice lobt der Recensent sehr, und zwar mit Recht. Hier sagt er ist die Allegorie so vollkommen, als ich sie immer wünsche, nichts modernes in das Alterthum gemischt, immer einerley Züge, und einerley Zeitalter, so liebe ich Mythologie und alte Geschichte. Bey der 23 Ode: Abschied an die Helden, will der Rec. keinen Tadel wagen  
ob

ob er gleich fast Lust dazu hatte. Auch an schönen Stücken muß eine wahre Kritik die sich daran findende Flecken bemerken, damit sie nicht für Schönheiten gehalten werden. Ein Kunstrichter soll nur keine Neigung haben, Fehler zu finden, und kein Verdammungsurtheil sprechen, wenn die Schönheiten die Fehler überwiegen. Aber das ist eben die Frage: Welche Schale sinkt, wenn in eine die Fehler, in die andre die Schönheiten der Kamlerschen Oden gelegt werden? Das 34 Stück, der May, welches in dieser Ausgabe unter den Oden steht, wird von dem Recensenten sehr gerühmt, so wie auch das 25ste Ino. Die Kritik endigt sich hier mit einem Compliment an Hn. Kamler.



cl





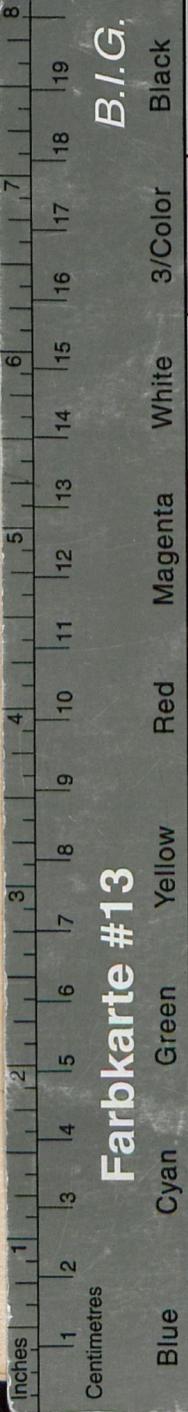
S

36  $\frac{8}{k, 27}$

AB: 36  $\frac{8}{k, 21}$

Dd. 3816. <sup>e</sup>





Farbkarte #13

B.I.G.

Beurtheilung  
der  
Kamlerschen  
Dden.



Hamburg,  
gedruckt und zu bekommen bey C. S. Schröder,  
1773.